

Stephan Münte-Goussar

## Rede zum Glokalkolorit – 19.1.2006

... schönen guten Abend. Ich freu mich sehr, dass ich heute Abend hier sein kann, und ihnen neben dem, was Sie sehen können und neben dem Sektglas, dass Sie in den Händen halten, auch noch ein paar Worte an die Hand geben kann.

Bei unserem kurzen Vor-Gespräch stellte sich allerdings die Frage, was ich hier eigentlich soll. Wie gesagt wurde, bin ich Erziehungswissenschaftler. Ich bin ein Erziehungswissenschaftler, der sich der Frage der „Bildung“ verschrieben hat – was für Erziehungswissenschaftler nicht selbstverständlich ist, wie man denken könnte; die beschäftigen sich in aller Regel mit Ausbildung. Mich interessiert Bildung – und zwar unter den Bedingungen einer Gesellschaft, die ganz wesentlich Wissens- und Informationsgesellschaft ist, also einer Gesellschaft, die von den Kommunikations- und Darstellungsmöglichkeiten der so genannten Neuen Medien zusammen gehalten wird. Auf diesem Wege bin ich irgendwie an die Kunstpädagogik geraten, denn die – oder zumindest die Kunst – hat es schließlich auch in erster Linie mit Darstellungsfragen zu tun.

Nun könnte man meinen, ich würde Ihnen als Kunstpädagoge oder als Kunstvermittler erklären, was Sie hier sehen, wie sie es zu sehen haben, was es mit Ihnen macht, wie Sie eine Verbindung dazu aufbauen können ...

Ich werde mich hüten! Nicht nur, dass ich die Arbeiten selber heute zum ersten mal sehe, insbesondere die Art der Hängung, die Zusammenhänge, die durch die Art der Kuratierung geschaffen wurden. Die Ausstellung ist mir in diesem Moment genau so fremd wie Ihnen. Zum anderen aber gibt es ja in der Kunstpädagogik durchaus Stimmen, die behaupten, dass die Kunstvermittlung eine Laue, ein Fehler der akademischen Geschichte gewesen sei und dass die Kunst sich sehr gut selbst vermitteln können, dass sie eigentlich selber in weiten Teilen Vermittlungsarbeit sei. Ich tendiere auch zu dieser Vorstellung. Was nicht heißt, dass man nicht über Kunst sprechen kann. Dafür habe ich jetzt noch knapp 10 Minuten Zeit und das können Sie dann noch den ganzen Abend über tun.

In diesem Sinne möchte ich hier eher als Kollege der Künstlerinnen und Künstler sprechen, vielleicht darf ich es gar als Freund; eben als Erziehungswissenschaftler, der sich dafür interessiert, was die Nachbardisziplin zu der Bearbeitung bestimmter Fragestellungen bei zu steuern hat.

Wenn ich von „Nachbardisziplin“ spreche, unterstelle ich Ihnen, die Sie diese Arbeiten gemacht haben, dass Sie ihre Arbeit durchaus als einen Forschungsprozess verstehen. Ich zumindest würde Kunst gern als Wissenschaft verstanden wissen. Und umgekehrt würde ich mir wünschen, dass die Wissenschaft sich weit mehr für die Methoden und Verfahrensweisen der Kunst interessieren würde, d.h. für deren Art Fragen zu stellen, deren Art Experimente durch zu führen und diese zur Darstellung zu bringen.

Peter Weibel hat uns just letzte Woche in der HfBK – vielleicht hat es der ein oder die andere gehört – davon überzeugen wollen, dass die Kunst sich stets von der Wissenschaft – insbesondere der Naturwissenschaft – hat inspirieren lassen. Er vergaß dabei ein wenig, zu betonen, dass die Wiedervereinigung von Kunst und Wissenschaft, von techné und epistémé auch darüber verlaufen kann, dass der techné in der Wissenschaft mehr Beachtung geschenkt würde.

In diesem Sinne begrüße ich es sehr, dass die räumliche Nähe zur Universität hier auch zum Anlass genommen wird, sich die Wissenschaft ein zu laden. Ich kann umgekehrt gern in die Räume der Universität einladen. Zeigen Sie Ihre Arbeiten doch in den Seminarräumen. Gruppieren Sie eine Lehrveranstaltung darum – auch in den Erziehungswissenschaften. Und lassen Sie gleichzeitig hier ein interdisziplinäres Symposium statt finden. Wir von der ästhetischer Erziehung sind für jeden Schabernack zu haben.

Wenn wir an Globalisierung denken, denken wir wohl als erstes an ein alle Grenzen niederreißendes Finanzkapital; an einen Weltmarkt; an einen Wettbewerb der Standorte und

Metropolregionen; an Globalisierungsgegner und die Tobin-Steuer. Wir denken vielleicht an globale Umweltkatastrophen, die vor nationalen Grenzen nicht halt machen; ich denke immer als erstes an ein weltumspannendes Informationsnetz, an das world-wide-web, das uns einst eine basisdemokratische Weltgemeinschaft versprach und dieses Versprechen – trotz weblogs, social-software und das web 2.0 – bis heute noch immer schuldig ist. Und wir denken natürlich an die Vermischung von Kulturen.

Doch was verändert sich durch diese Transformationsprozesse vor Ort? Wie beeinflussen diese Veränderungen die lokalen Gegebenheiten? Was bedeuten sie für den Einzelnen? Was für das alltägliche Leben? Was bedeuten sie für das Selbst? So verstehe ich die Fragestellung dieser Ausstellung.

Etwas verkürzt könnte man sagen diese Entwicklung beschert uns – und das heißt jedem und jeder einzelnen von uns – Pluralität und Heterogenität; Deregulierung und damit einhergehend prekäre Arbeitsverhältnisse; sie beschert uns die gleichmäßige Verteilung und die individuelle Übernahme von Risiko und Verantwortung; eine nicht mehr zu bewältigende Informationsflut und im Großen und Ganzen ein hohes Maß an Verunsicherung und Orientierungslosigkeit.

Dies ist durchaus eine Herausforderung an die Erziehungswissenschaft: ist es doch ihre Aufgabe, Verfahren bereit zu stellen, wie man die Tradition an die nachwachsende Generation weiter geben kann, wie man dieser Generation eine Orientierung und Selbstsicherheit in der Welt, in die sie hineinwachsen, vermitteln kann. Aber wie tut man das, wenn traditionelle Ordnungen, Lebensweisen und -zusammenhänge erodieren? Wie gibt man Orientierung, wenn nicht mehr vorhersehbar ist, wie die Welt nur in weniger Jahren aussehen und was man brauchen wird, um für die Zukunft „fit“ zu sein!

Die Ausstellung formuliert die Frage, ob Selbstvergewisserung in diesen unübersichtlichen Zeiten vielleicht über die „Aneignung alternativer Welten, Kulturen und Ordnungssysteme“ von statten gehen könne. An-eignung meint dann, sich den anderen zu eigen zu machen.

Ich habe mich gefragt, ob es nicht besser *Anerkennung* heißen hätte – die Anerkennung der Differenz nämlich, gekoppelt mit der Fähigkeit von Perspektivübernahme und der Einsicht in die Relativität von (auch eigenem) Wissen und Werten. Ich habe mich gefragt, ob nicht die (reisende) Bewegung der Aneignung des Anderen, dessen originäre Unzugänglichkeit verkennt: zum einen, da es sich bei Aussagen über Andere und Fremdes um Interpretationen und Konstruktionen handelt, nicht um sie selbst als solche, und zum anderen, da die Anerkennung der Andersheit im Sinne einer Identifikation von empirischen Unterschieden die Anderen auf einfach zugängliche Fakten reduziert. Was das Andere und fremd Bleibende am Anderen ist, wird so gerade nicht verstanden: seine prinzipielle Unzugänglichkeit.

Zudem setzt eine solche An-Eignung des Anderen eine Vorstellung des Eigenen voraus. Deshalb eignet sie sich auch so gut zur Selbstvergewisserung: Ich bin das, was der andere gerade nicht ist. Sie setzt eine Trennung von Eigenen und Fremden: von Selbst und Anderem, von Innen und Außen.

Die Documenta 11 war bekanntlich die Documenta der Globalisierung. Sie fand überall auf der Erde statt, sie wurde von einem „weißen Neger“ gemacht – wie es hieß – und das Feuilleton wurde von dem Begriff der Kreolité oder besser der Kreolisierung bevölkert. Der Begriff versuchte die Trennungen zwischen dem Eigenen und dem Fremden ein für alle mal zu verwischen. Die Trennung zwischen dem Eigenen und dem Fremden, welches sich nun zwar vermischt, aber in der Mischung doch noch aufgehoben bleibt – wie es etwa der Begriff Hybridität nahe legt. Der Begriff der Kreolisierung wollte die Trennung von Zentrum und Peripherie, Authentizität und Andersheit grundsätzlich unterlaufen.

Ich musste an die Documenta denken, da ich mich durch die Ausstellung hier an eine Arbeit von Yinka Shonibare erinnert fühlte. Diese Arbeit bringt das, was als Kreolisierung angesprochen werden kann, recht gut auf den Punkt. Die kopflos kopulierenden Puppen englischer Aristokraten des viktorianischen Zeitalters tragen Stoffe, die als authentisch afrikanisch angesehen werden. Tatsächlich wurden diese Stoffe seit dem 19. Jahrhundert nach

einem niederländischen Verfahren, welches seine Ursprünge in Indonesien hat, in englischen Fabriken bedruckt und dann in die Kolonien nach Afrika exportiert. Hier stehen sie nun für eine neue, postkoloniale, authentische, nationale afrikanische Identität und werden von den Touristen gern als Souvenir gekauft.



Ich erinnere mich an einen Artikel, der damals im Zusammenhang der Documenta 11 geschrieben wurde - und den ich jetzt leider nicht mehr wieder finden konnte. Er behandelte die damals zeitgleich statt findende Fussballweltmeisterschaft und behauptete, hier könne man am besten sehen, was uns die Documenta sagen wolle: hier spielten Spieler verschiedener Nationen gegeneinander, die nur selten einen Fuß in das Land, für das sie antraten, gesetzt hatte und die in ihren „Heimatvereinen“ eigentlich Team-Kameraden und beste Freunde waren. Die Teamchefs waren in der Regel ohnehin so gewählt, dass sie kaum in ihrer Muttersprache mit ihrer Mannschaft sprechen konnten. Es stellt sich tatsächlich die Frage, was ist das Eigene, was das Fremde: Was ist das Selbst?

Zu der Ausstellung heißt es, die Orientierungslosigkeit der Globalisierung führe vielleicht zu einer Aneignung des Anderen – das hatte ich gerade gesagt - und - weiter - zu einer „Reise auf der Suche nach sich selbst“. Was meint man auf dieser Reise zu finden? Was bedeutet es, sich selbst zu finden.

Von „modernem Nomadentum“ ist im Weiteren die Rede. In zeitgenössischen Diskursen ist oft von einem nomadischen Denken zu hören. Ist damit eine denkende Reise zu sich selbst gemeint? Meine Lesart ist eine andere: als das Volk Israel als Nomaden durch die Wüste zog und sich Moses auf den Berg machte, um die 10 Gebote entgegen zu nehmen, hatten die anderen nichts besseres zu tun, als ein goldenes Kalb zu bauen und darum zu tanzen und es anzubeten. Sie haben damit gegen das erste Gebot verstoßen. Sie haben sich ein Bild Gottes geschaffen – in Form eines materialisierten, substanziellen, schweren, unbeweglichen Goldklumpens. Für ein nomadisches Volk ist dies recht unpraktisch. Wie soll man ein goldene Kalb auf die Kamele schnallen, wer soll es tragen, wenn man weiterzieht. Das nomadische Denken ist eines, welches auf unbeweglich, feste, starre Bilder, auf eineindeutige Begriffe und auf fixierte Identitäten verzichtet.

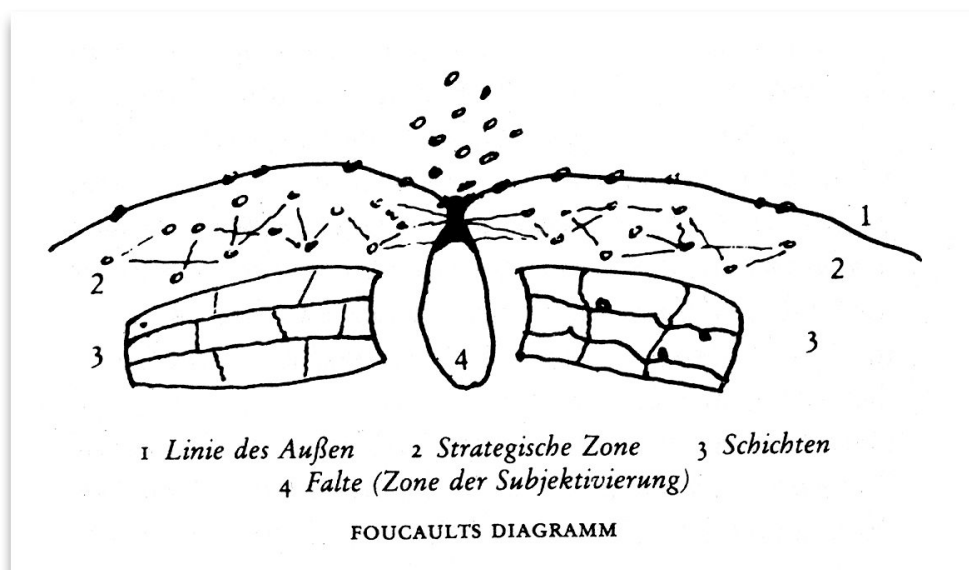
Ruth May, deren Arbeit sie hier sehen, schreibt: „Der Körper ist nicht Substanz und Essenz.“ Der Körper erscheine eher als Faltenwurf, in einer Bewegung die ein Äußeres nach innen stülpt. „Eine Falte ist ein Inneres außen und ein inneres Außen.“ Ich muss Ihnen den Satz zeigen, er funktioniert nur als Bild.

**Eine Falte ist ein  
Inneres außen und ein inneres Außen.**

Das, was Ruth May für den Körper behauptet, würde ich auch für das Selbst in Anschlag bringen. Dies sage ich als Erziehungswissenschaftler – quasi als Experte, heutzutage braucht es ja für alles Experten –, denn es geht um Selbst-Werden, d.h. um Subjektivierung, d.h. um Bildung.

Subjektivierung ist eine sich selbst affizierende Kraftlinie, eine auf sich selbst gefaltete Sedimentierung biographischer Erfahrungen. Das heißt ein nach innen gefaltetes Außen, welches ohnehin schon immer als ein äußeres Innen, nämlich das Fremde im Eigenen, das Andere im Selbst, das Ungedachte im Denken gewesen war.

Ich habe eine andere Darstellungsweise, als die die Sie hier als Ausstellungsstücke sehen können, dafür herausgesucht. Diese hier:



Dies malte Deleuze als er versuchte, das was Foucault eine Ästhetik der Existenz nannte, in ein Diagramm zu übersetzen. Man sieht die „Linie des Außens“; die Sedimente biographischer wiewohl kollektiver Erfahrung als „Schichten“; die „strategische Zone“ als Machtrelationen, also als Kraftfeld, welches sich auf sich selber faltet ... wer es genauer wissen will, dem erkläre ich es nachher noch mal bei einem Glas Sekt ...

Subjekt-Werden, ist demnach eben keine Entdeckung oder gar Befreiung von etwas ursprünglichen, das verschüttet, unterdrückt und eingekerkert auf das Licht der Welt wartet. Ein selbst kann man nicht finden, als etwas, das immer schon da war, man muss es vielmehr immer aufs neue machen, indem man sich von dem löst, was man bereits ist. Wenn man schon in der Metapher der Reise bleiben möchte, dann ist dies nicht eine Reise an deren Ende man womöglich etwas findet. Es ist vielmehr eine unendliche Reise, auf der man sich selbst verloren geht. Subjektivierung ist eine stetige Selbstüberschreitung, eine Überwindung der Grenze - durch Faltung.

In der Konfrontation mit dem Anderen, mit einem Außen, mit dem was man nicht ist, mit dem, was einem so wie man ist, prinzipiell unzugänglich ist, ist es einem vielleicht möglich, ein anderer als man selbst zu werden, d.h. sich von sich selber los zu reißen. Das ist vielleicht eines der wenigen faszinierenden Momente dessen, was da als Globalisierung auf uns zu kommt.

Dies wäre auch eine wichtige Einsicht für die Erziehungswissenschaft und hier kann sie vielleicht etwas von der Kunst lernen - wiewohl der Kunstbetrieb hier einiges von einer einsichtigen Erziehungswissenschaft lernen könnte, also von der Kunst. Die Erziehungswissenschaft ist noch sehr damit beschäftigt, ich-starke Persönlichkeiten, selbtsidentische Kinderseelen, kreative und selbstverantwortliche Ego-Taktiker und für die Globalisierung fit gemachte Unternehmer seiner Selbst zu produzieren. Die Suche nach einem solchen Selbst führt mit einiger Sicherheit in die Depression.